

Stefan Krotz

Kulturenvielfalt und Kulturenkonflikt in Mexiko

Seit Beginn dieses Jahres ist Mexiko, über Generationen hinweg das politisch stabilste Land Lateinamerikas und international gefeierter Musterschüler neoliberaler Sanierungsprogramme, mehrmals als Krisenschauplatz in die Schlagzeilen der Weltpresse geraten. In geradezu symbolischer Weise sind die Hauptkonfliktzentren über das gesamte Land verstreut. Zuerst begann im südlichen Grenzstaat Chiapas am 1. Januar, dem Tag des Inkrafttretens des nordamerikanischen Freihandelsvertrags, die Erhebung der „Zapatistischen Armee der Nationalen Befreiung“¹. Mitte März und Ende April wurden in der Hauptstadt zwei der reichsten, der gegenwärtigen Regierungsspitze eng verbundene Unternehmer und Bankiers entführt. Am 23. März fiel in der nördlichen Grenzstadt Tijuana der Präsidentschaftskandidat der Staatspartei einem Attentat zum Opfer, dem Anfang Mai die Ermordung des örtlichen Polizeichefs der Stadt folgte.

Alle drei, miteinander nicht direkt verbundenen, weitestgehend ungeklärten und noch in Entwicklung befindlichen Vorgänge können nur vor dem Hintergrund des tiefgreifenden und vielschichtigen mexikanischen Kulturenkonflikts zu verstehen versucht werden. Dabei muß man sich zunächst vor Augen halten, daß Mexiko, wie jedes Land, Volk oder Nation keine monolithische Einheit, sondern vielmehr ein soziokulturelles Mosaik darstellt, dessen Bestandteile ebenso historisch gewachsen sind wie die Beziehungen zwischen diesen Teilen. Deswegen kann man auch die kollektive Identität der Bewohner eines jeden Landes als Ergebnis der für dieses Land typischen Kombination von Kulturkonflikten (und den daraus folgenden Lösungsversuchen) begreifen.

Mexiko ist ein außerordentlich heterogenes Land, wenn auch dieser Sachverhalt stets durch viele Mechanismen verdunkelt worden ist. Im Innern ist es seit jeher vor allem der Nationalismus gewesen, der kulturelle Vielfalt geringgeschätzt, ja sie als Relikte vergangener Zeiten angesehen und dementsprechend zu eliminieren versucht hat. Von außen sind auch weiterhin die überall im Umgang mit fremden Ländern üblichen Stereotypen am Werk, die einige wenige Kulturelemente – ein einziger Typ von Musik, Kunsthantwerk, Speisen und Getränken, Kleidung und sogar Persönlichkeitsmerkmalen – wie eine Fahne mit einem Land oder Volk identifizieren. Ein ebenso falsches wie verbreitetes Verständnis des „Fortschritts“ pflegt beide Sichtweisen in einer funktional begründeten Abqualifizierung kultureller Mannigfaltigkeit zu verbinden, vor allem wenn letztere auf althergebrachten Traditionen beruht; denn fast überall herrscht die Meinung vor,

ein „modernes“, ein „entwickeltes“ Land sei mehr oder weniger das genaue Gegen teil der überbordenden, chaotisch anmutenden Vielgestaltigkeit aller Art, die in den meisten Ländern der Dritten Welt anzutreffen ist.

Im Folgenden werden die Grundelemente dieser spannungs- und konfliktgeladenen Kulturenvielfalt des heutigen Mexiko nachgezeichnet, die sich letztlich auch in den eingangs genannten gewalttätigen Vorgängen entladen haben, und die die nahe und fernere Zukunft des Landes weiterhin prägen werden.

Land im Spannungsraum dreier Zivilisationen

Ein Blick auf die Weltkarte macht sogleich deutlich, daß sich das heutige Mexiko (mit seinen zwei Millionen Quadratkilometern und seinen rund 85 Millionen Einwohnern) im Spannungsraum dreier ganz verschiedenartiger Zivilisationen befindet, an denen es in unterschiedlicher Weise teilhat. Seine über 3200 km lange Grenze zur größten Wirtschafts- und Militärmacht der Welt macht es zu einem einmaligen Sonderfall in Lateinamerika, wobei allerdings gleich daran zu erinnern ist, daß der größte Teil des Südens der USA – eine Fläche von der Ausdehnung des jetzigen mexikanischen Staatsgebiets – erst Mitte des vergangenen Jahrhunderts schrittweise von Washington annektiert wurde, und daß heute genau dieses Gebiet das bevorzugte Ziel legaler und illegaler Einwanderer und Saisonarbeiter mexikanischer Herkunft ist.

Die seit der Verkündung der Monroe-Doktrin stetig angewachsene Rolle der Vereinigten Staaten ist nicht nur wirtschaftlicher, militärischer und politischer, sondern gerade auch kultureller Natur. Vor allem die elektronischen Medien, seit langem schon das Kino und das Fernsehen, neuerdings auch das Kabelfernsehen und der Videorecorder (mit den für weiteste Bevölkerungskreise erschwinglichen Raubkopien und in nicht wenigen Dörfern einer Kombination aus Satellitenantenne und hausgemachten, jedoch sehr effektiven Verkabelungssystemen), führen heute zu einer sehr starken Präsenz nordamerikanischer Vorstellungen und Lebensformen.

Dazu kommen oft langjährige persönliche Erfahrungen. Millionen von Mexikanerinnen und Mexikanern machen sie als saisonale Wanderarbeiter oder als Familienangehörige und Nachbarn von illegalen Einwanderern in den USA, viele andere als Bewohner und Arbeiter in von Touristen frequentierten Städten. Viele Mitglieder der Mittel- und Oberschicht lernen als erstes und oft einziges Ausland die USA kennen und versuchen, ihren Kindern so früh wie möglich das nordamerikanische Englisch beizubringen; zahlreiche angehende Wissenschaftler und Führungskräfte aus Wirtschaft und Staatsverwaltung erhalten wie selbstverständlich ihre Spezialausbildung in dem Land, dessen Autotypen, Geräte und Handelsmarken in Mexiko nicht nur allgegenwärtig, sondern auch begehrte Statussym-

bole sind – so sehr auch immer wieder Ärger laut wird über die Abhängigkeit von den reichen und mächtigen „Vettern aus dem Norden“.

Was die Südgrenze anbetrifft, so handelt es sich um meist kaum beachtete, wenig erschlossene Randgebiete, deren Bevölkerung einen sehr hohen indianischen Anteil aufweist. Überdies kommt seit vielen Jahren eine bedeutende Zahl guatimaltekischer Landarbeiter, meist Mitglieder eng verwandter indianischer Völker, zur Kaffee-Ernte, und Zehntausende von Guatimalteken sind vor den Grausamkeiten des Bürgerkriegs ins mexikanische Exil geflohen. Die dritte Landesgrenze ist im öffentlichen Bewußtsein kaum präsent. Dennoch sind die relativ kleine Grenze zu dem erst vor einem Jahrzehnt als Belize unabhängig gewordenen ehemaligen Britisch-Honduras und in einem weiteren Sinn der gesamte Südosten Mexikos und zumindest Teile der Golfküste als Grenze zur Karibik anzusehen.

In allen drei Fällen meint „Grenze“ weniger eine Trennungslinie als vielmehr einen Berührungsraum. Die Kulturen Mexikos haben seit jeher, wenn auch in unterschiedlicher Weise, teil an diesen drei Zivilisationen: der nordatlantisch-modernen, der mesoamerikanisch-indianischen und der afromestizisch-karibischen, haben zu ihnen beigetragen, sind von ihnen beeinflußt. Die mexikanische Kultur der Gegenwart mit ihrer eigen- und einzigartigen Konfliktivität und ihrem ebenso eigen- und einzigartigen Potential ist die typisch mexikanische Kombination, genauer: ist das Gesamt der typisch mexikanischen Kombinationen dieser civilisatorischen Vielfalt.

Der Grundkonflikt der mexikanischen Kultur

Jeder Besucher der mexikanischen Hauptstadt wird sich an den berühmten „Platz der drei Kulturen“ erinnern, auf dem die Reste aztekischer Bauten, ein Franziskanerkloster aus der frühen Kolonialzeit und ein Dutzend riesiger Wohnblöcke, wie sie in den fünfziger Jahren einmal fast überall „modern“ waren, ineinander übergehen, und wo eine Gedenktafel davon spricht, daß aus der letzten großen Schlacht der Heere des Hernán Cortés und des Cuauhtémoc im Jahr 1521 weder Sieger noch Verlierer hervorgegangen seien, sondern ein neues Volk, das Mestizenvolk der Mexikaner. Diese Verschmelzung, die immer wieder symbolisiert wird in der Verbindung des spanischen Konquistadors mit der „Malinche“, der Indianerin Malintzin aus Tabasco, die ihn als Übersetzerin, Beraterin und Lebensgefährtin jahrelang begleitete, ist auch eines der großen Themen des mexikanischen Denkens geworden, insbesondere in der Zeit nach der mexikanischen Revolution. In der Tat ist das heutige Mexiko bevölkerungsmäßig und kulturell überwiegend „mestizisch“, anders gesagt, im eigentlichen Sinn lateinamerikanisch.

Jedoch verbirgt diese im Prinzip richtige Darstellung auch Wichtiges. Zum einen läßt sie zu leicht vergessen, daß das damals begonnene Neue auf den Ruinen

einer hochentwickelten Zivilisation entstand, die in fast allen Aspekten, nur eben militärisch nicht, den Vergleich mit der europäischen nicht zu scheuen brauchte. „Auf den Wegen liegen zerbrochene Pfeile, es liegen menschliche Haare herum. Die Häuser haben keine Dächer mehr, ihre Wände sind gerötet ... Die Straßen und Plätze sind voller Würmer, und an den Wänden hängt Gehirn. Rot ist das Wasser, als ob es gefärbt worden sei, und wenn wir es trinken, ist es, als ob wir salziges Wasser tränken“, heißt es in einer zeitgenössischen Beschreibung, die die „Sicht der Besiegten“ vom Ende des aztekischen Imperiums wiedergibt². Auch die fast zugleich mit der Ankunft der ersten Franziskanermissionare einsetzende „spirituelle Eroberung“ Mexikos war ein Prozeß, der zwar die Grundlage abgab für die schließlich päpstliche Anerkennung des Menschseins der Indios und somit ihre völlige Ausrottung (wie die der Bevölkerung der Karibikinseln) verhinderte. Jedoch war der Preis dafür der Versuch der vollständigen Vernichtung der indianischen religiösen und philosophischen Traditionen und die weitestgehende Eindämmung jeder autonomen kulturellen Weiterentwicklung.

Zum anderen wird unterschlagen, daß das relativ rasch eroberte Aztekenreich nur ein Teil der späteren Kolonie „Neu-Spanien“ war; die weiteren dazugehörigen Gebiete, in denen ganz andere indianische Völker mit sehr verschiedenartigen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Charakteristiken lebten, wurden erst lange Jahre danach erobert. Schließlich sei noch erwähnt, daß die höchst unterschiedliche Verteilung von Bodenschätzen (vor allem Edelmetallen) und landwirtschaftlicher Eignung (insbesondere für die Plantagenwirtschaft), die riesigen Ausmaße des Vizekönigreichs und die unterschiedlichen Konstellationen von indianischen Einwohnern und europäischen Siedlern rasch tiefgehende regionale Unterschiede schufen, die meist bis heute spürbar sind.

Bei alledem muß man sich auch vergegenwärtigen, daß der weitgehend gewaltsame Verschmelzungsprozeß, der oft die – aus der Sicht der Besiegten alternativlose – Verdrängung indianischer Elemente zugunsten europäischer bedeutete, große und zumindest regional bedeutsame Bevölkerungsgruppen recht wenig berührte; in der Tat sind bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Landesteile und städtische Bevölkerungsgruppen zu erkennen, wo sich sowohl indianische als auch europäische Kulturen in relativer Abgeschlossenheit erhalten haben, eine Tatsache, die durch die zahlreichen Aufstände indianischer Völker und Dorfgemeinden während der gesamten Kolonialzeit und während des 19. Jahrhunderts dramatisch belegt wird.

Seit einigen Jahren wird versucht, mit dem Begriff der „dritten Wurzel“ eine lange vernachlässigte Quelle der mexikanischen Gegenwart wieder ins Bewußtsein zu bringen. Damit ist das Erbe der vielen Zehntausende afrikanischer Sklaven gemeint, von denen sich in Mexiko im Gegensatz zu den Karibischen Inseln und weiten Gebieten Mittel- und Südamerikas nur wenige deutliche Spuren finden. Zwar gibt es einige wenige Ortschaften, deren Bewohner offensichtlich

schwarzafrikanischen Ursprungs sind, aber ansonsten sind davon zeugende körperliche Merkmale selten, und die Identifizierung von daher kommender kultureller Einflüsse etwa in bestimmten Festen, Tänzen, Musik und Gerichten befindet sich erst im Anfangsstadium. Noch reduzierter sind die Untersuchungen zu dem, was auch die „vierte Wurzel“ genannt worden ist, nämlich die Spuren der asiatischen Einwanderung, die allerdings zahlenmäßig relativ gering gewesen ist. Aufgrund von Namensänderungen und der großen körperlichen Ähnlichkeiten mit vielen indianischen Zügen haben sich fast keine Hinweise erhalten.

Die zahlreichen Veranstaltungen und Veröffentlichungen zur fünfhundertjährigen Wiederkehr der Landung der ersten Europäer auf den „Westindischen Inseln“ haben auch in Mexiko zu Versuchen einer neuen Aufarbeitung dieser Geschichte von Kulturkontakte und Kulturkonflikten geführt, wobei es wie in anderen Teilen Lateinamerikas zu einer auf das Verhältnis Amerika–Europa zentrierten Polemik kam, deren gegensätzliche Positionen in den zentralen Begriffen „Entdeckung“, „Begegnung zweier Welten“, „Eroberung“ und „Invasion“ Ausdruck gefunden haben. Starke Beachtung hat in diesem Zusammenhang der Vorschlag des mexikanischen Anthropologen Guillermo Bonfil gefunden, das letzte halbe Jahrtausend als einen Widerstreit des „imaginären“ und des „tiefen“ Mexiko zu deuten. Mit dem Begriff des „imaginären Mexiko“ wird dabei das jeweilige Modell der Moderne (ursprünglich Spanien, später Frankreich, seit langem die USA) bezeichnet, das die Eliten immer wieder ebenso radikal wie vergeblich in ihren eigenen Familien zu verwirklichen und dem gesamten Land überzustülpen versuchen. Das „tiefen Mexiko“ ist dagegen das von der Moderne verdrängte, ja verachtete Erbe der mesoamerikanischen Zivilisation, das sich seit fünfhundert Jahren nur noch mimetisch und verschwiegen, unterdrückt und zerbrochen weiterentwickeln konnte, jedoch bislang die Etablierung der nordatlantischen Moderne in Mexiko verhindert hat³. Die auf diesem Zwiespalt aufbauende, davon durchzogene Kulturenvielfalt Mexikos ist konfliktgeladen und hat viele Gesichter.

Der indianische Ursprung der mexikanischen Kulturenvielfalt

Die Hauptquelle der kulturellen Vielfalt Mexikos ist also das Erbe seiner ursprünglichen Bewohner und die Präsenz derer von ihnen, die die fünf Jahrhunderte seit der europäischen Inbesitznahme und Besiedelung überlebt haben. Über die Zahl und die genaue Identifizierung der indianischen Völker haben die Fachleute bislang keine Einigung erzielen können, aber allgemein ist die aufgrund von Sprachgruppen gebildete Zahl von 56 Ethnien gängig. Allerdings weisen die überwiegend im Zentrum und im Süden Mexikos lebenden indianischen Völkern sehr große Unterschiede auf. Einige bestehen nur noch aus wenigen Dutzend

Mitgliedern, wohingegen andere Hunderttausende zählen. Einige wenige verstehen sich als Volk im eigentlichen Sinn und haben, wie die Yaquis in Sonora und die Triquis in Oaxaca, regionale Organisationsstrukturen, die die meisten ihrer Mitglieder umfassen oder zumindest, wie die Zapoteken in Oaxaca, ein starkes, auf der anerkannten Gemeinsamkeit kultureller und sprachlicher Charakteristiken fußendes Zusammengehörigkeitsbewußtsein.

Die meisten jedoch, insbesondere die zahlenmäßig starken Nahuas und die Tiefland-Mayas, besitzen keine gemeinsamen sozialen oder politischen Institutionen; selbst in relativ abgeschlossenen Gebieten sind diese seit der Kolonialzeit nur auf Dorfebene erhalten. Daran haben auch die sowohl von der Staatspartei als auch von unabhängigen und oppositionellen Kräften ins Leben gerufenen indianischen Volksräte nichts geändert, auch nicht die verschiedenen indianischen Mobilisierungen im Rahmen des Fünfhundertjahrgedächtnisses. Eine nicht unbedeutende Zahl Indios lebt in sogenannten „Rückzugsgebieten“ mit überwiegend oder fast ausschließlich indianischer Bevölkerung. Die Mehrzahl jedoch wohnt in ländlichen Gemeinden und ist seit langem mit Mestizen vermischt. Eine zunehmende Zahl findet sich in Großstädten, insbesondere in der Hauptstadt und sogar in Nordamerika. Beinahe so bunt wie diese Verhältnisse sind die Angaben über ihre Anzahl. Die Obergrenze liegt bei 10 bis 15 Prozent der Gesamtbevölkerung, also etwa 10 Millionen Menschen.

Wie des öfteren festgestellt worden ist, gibt es „Indios“ erst seit der Ankunft der Europäer; davor gab es nur Mexikas, Otomíes, Tlaxcalteken und viele andere, denen die Spanier überdies oft falsch verstandene Namen beilegten. Heute ist „Indio“ in Mexiko kein positiv klingendes Wort; nicht selten wird es als Beleidigung gebraucht. Im ganzen Land gehört die indianische Bevölkerung zur ärmsten Gesellschaftsschicht, hat die größte Kindersterblichkeit und die geringste Lebenserwartung. Je intensiver der Kontakt mit nichtindianischer Bevölkerung, um so rascher werden die traditionellen Trachten abgelegt, die ohnehin fast nur noch die Frauen tragen, wird den Kindern Spanisch beizubringen versucht, ja werden indianische Nachnamen durch spanische ersetzt.

Obwohl dieser Prozeß überall zu beobachten und seit vielen Generationen dokumentiert ist, hat ein halbes Jahrtausend der Diskriminierung und der Unterdrückung die indianischen Kulturen nicht ausgelöscht. In bestimmten Aspekten der Sozialorganisation und der Religion, der Gesundheitspflege und der Ernährung, des Handwerks und des Hausbaus, der Feste und der Landwirtschaft, insbesondere natürlich in den Sprachen und den philosophischen und religiösen Traditionen leben sie vielerorten fort. Ja, ihre Präsenz ist so stark, daß, sieht man von der Beherrschung einer indianischen Sprache und einer Reihe von teils rituellen, teils politischen Ämtern ab, oft kaum Unterschiede zwischen fast rein indianischen und hauptsächlich von Mestizenbauern bewohnten Dörfern auszumachen sind.

Diese Tatsache hat weitreichende Folgen. Bislang sprach die anthropologische Fachliteratur von unvollkommener Akkulturation, von fragmentarischen Überresten vorspanischer Kulturen, von einer mehr oder weniger einheitlichen Mestizenkultur, die aus der Verschmelzung mit europäischen Kulturelementen entstanden war. Jetzt entdecken Sozialwissenschaftler und indianische Intellektuelle häufig die Umrisse einer mesoamerikanischen Zivilisation wieder, die Jahrhunderte überdauert und sich unter dem Druck der Sieger verschwiegen, wenn auch vielfach gebrochen weiterentwickelt hat und die, wäre sie von Verachtung und Unterdrückung befreit, zahlreiche Ansatzpunkte für eine neue, ja eine alternative Zivilisation bieten könnte:

„Wir haben insgesamt eine große Zahl verschiedener Formen, die Arbeit, die Familie, die Gemeinschaft zu organisieren; wir haben ein weites Spektrum von Ausdrucksformen; wir haben vielfältige Kenntnisse und Fähigkeiten, um einander ähnliche Probleme anzugehen; wir haben verschiedene Perspektiven des Transzendenten. Das wird der Beitrag des tiefen Mexiko und seiner verneinten Zivilisation sein, wenn wir uns erst einmal dazu entscheiden, eine gemeinsame Zukunft zu schaffen, mit diesem Mexiko und nicht gegen es.“⁴

Im Hinblick auf diesen Grundkonflikt und seine Auswirkungen sind zwei Verfassungsänderungen aus dem Jahr 1992 – in Mexiko wird die Verfassung fast jedes Jahr teilweise verändert – von Interesse, denn sie weisen in entgegengesetzte Richtungen. Die erste ist ein Zusatz zum 4. Verfassungsartikel, in dem zum ersten Mal überhaupt die Existenz „eingeborener Völker“ anerkannt, Mexiko als eine plurikulturelle Nation definiert und die Entwicklung der indianischen Kulturen garantiert wird. Fast gleichzeitig jedoch wurde der 27. Artikel novelliert, der seit der mexikanischen Revolution das Gemeindeland der Ejido-Bauern und der indianischen Dörfer vor Individualbesitz und der daraus fast zwangsläufig folgenden Zerstückelung und vor dem Aufkauf durch in- wie ausländisches Kapital geschützt hatte; beides ist jetzt möglich, und angesichts der großen Armut überall auf dem Land wird von vielen Fachleuten der baldige Verkauf alles besseren Agrar- und Weidelands und damit der Verlust einer entscheidenden Grundlage indianischer Identität befürchtet.

Alte und neue Kulturkonflikte

Verschränkt mit den bisher dargestellten Spannungen sind drei weitere, teils bereits angesprochene traditionelle kulturelle Trennungslinien, deren konfliktives Potential teils ungebrochen geblieben ist, teils in jüngster Zeit noch zugenommen hat. Da ist zum einen der Konflikt zwischen *Stadt* und *Land*. Statistisch gesehen ist Mexiko keine ländliche Nation mehr, denn drei Viertel der Bevölkerung leben in Städten. Aber diese Verstädterung lässt nicht selten eher ländliche Lebensweisen an den Rändern und sogar im Innern von Städten zu. Städte von 10 000 oder

15 000 Einwohnern erscheinen den meisten Betrachtern als typische Dörfer. Der Hauptunterschied zwischen „Dörfern“ und „Städten“ liegt vor allem darin, daß in den Städten die gesundheitlichen, sozialen, kulturellen, finanziellen, kommerziellen und administrativen Einrichtungen zu finden sind, die in den meisten Dörfern völlig oder fast ganz fehlen. Das trägt dazu bei, das Bild des Landes als Ort der Rückständigkeit, der schlecht bezahlten Arbeit und der fast wertlosen Produkte, dagegen das Bild der Stadt als Ort des Fortschritts und der Aussichten auf ein besseres Leben – wenn schon nicht von einem selbst, dann doch wenigstens der Kinder – zu verfestigen.

Zum andern bestehen starke und oft sehr alte Spannungen zwischen den einzelnen *Regionen* und mehr noch zwischen bestimmten Landesteilen (wie auch den großen regionalen Metropolen) und der Hauptstadt. Die Klage über den erstickenden *Zentralismus* des Landes – der sich übrigens im Innern jedes einzelnen der 31 Provinzstaaten wiederholt – ist ebenso häufig wie folgenlos, und nicht selten werden die Bewohner der Hauptstadt, mit ihren etwa 20 Millionen Einwohnern (einem knappen Fünftel der Gesamtbevölkerung) die größte Stadt der Welt, sogar persönlich für eine Situation verantwortlich gemacht, die Länder und Kommunen praktisch keine finanzielle und administrative Unabhängigkeit und nur wenig Entscheidungsspielraum beläßt.

Die stärkste kulturelle Spannung geht jedoch ganz unzweifelhaft von der extrem ausgeprägten *sozioökonomischen Schichtung* aus. Was hat eine Bauersfrau oder ein Gelegenheitsarbeiter in einem großstädtischen Elendsviertel mit einer Familie der schmalen Mittelklasse gemein, in der Hausmädchen, Auto und Telefon zur Grundausstattung gehören, oder gar der Oberschicht mit ihrem protzigen Luxus und ihrem immerwährenden Versuch, sich wenigstens durch Konsum und zweisprachige Kindererziehung der „Ersten Welt“ zugehörig zu fühlen? Diese extremen sozialen Unterschiede drücken sich gerade auch in kultureller Hinsicht aus; was man essen kann, wie man sich kleiden und wie man wohnen kann, ob und was man lesen, welche Feste man feiern kann, wie man geboren wird und stirbt, hängt ja mit ab von dem, was man dafür aufwenden kann. Trotz der Revolution herrschen in Mexiko traditionell die schärfsten Kontraste in ganz Lateinamerika. Der verfassungsmäßige Mindestlohn, der einen gewissen Richtwert darstellt, aber nicht immer bezahlt wird, liegt gegenwärtig bei knapp acht DM pro Arbeitstag, und trotz Wirtschaftskrise, Sparprogrammen und Einkommensverlust in fast allen Familien ist allein in den letzten fünf Jahren die Zahl der mexikanischen Dollarmilliardäre von zwei auf dreizehn gestiegen.

Was Menschen in Mexiko denken, welche Chancen sie sich auf ein besseres Leben für sich und ihre Kinder ausrechnen, wie sie ihren Alltag und ihr Verhältnis zu Macht und staatlichen Institutionen einrichten, welche Erwartungen und Träume sie haben, hängt zum großen Teil von ihrem Platz in diesem Netz konfliktgeladener kultureller Widersprüche ab. Natürlich schafft hier jeder Wandel

Unsicherheiten, auch wenn neue Phänomene die bestehenden nicht notwendigerweise sogleich ersetzen. Unter den Elementen, die in den letzten Jahren zu einer zunehmenden Unterschiedlichkeit kultureller Art mit eigenen Konflikten beigetragen haben, sind insbesondere zwei zu nennen.

Das erste ist die *Religion*. Lateinamerika wird üblicherweise als katholischer Kontinent gesehen, und Mexiko ist eines der Länder, in denen, etwa im Gegensatz zu Zentralamerika, der Klerus traditionellerweise weitestgehend aus gebürtigen Mexikanern besteht. Allerdings führte die Enteignung der Kirchengüter durch die liberalen Kräfte Mitte des vergangenen Jahrhunderts zu einer in Lateinamerika einmaligen laizistischen Staatsverfassung, wenngleich sie die tatsächliche Macht der Kirche und ihre traditionelle Monopolstellung nur wenig beeinträchtigte.

Nun hat sich dieses gewohnte Panorama während der letzten Jahre stark verändert. Zum einen hat sich nämlich die volkstümliche Religiosität, in der sich viele vorspanische Elemente mischen und die oft am Rand der offiziellen Kirche lebt, um eine Vielzahl charismatischer Gruppen erweitert sowie um zahlreiche durch die Befreiungstheologie inspirierte „Basisgemeinden“. Der zweite Faktor ist die Ausbreitung nichtkatholischer christlicher Kirchen. In vielen Regionen des Landes gibt es kaum mehr ein Dorf, in dem außer der Kirche (meistens ohne festen Gemeindepfarrer) nicht zwei, drei oder mehr Gotteshäuser nichtkatholischer Gemeinden zu sehen sind, die sowohl den großen historischen Konfessionen wie auch den unterschiedlichsten, meist wenig bekannten und sehr oft charismatisch ausgerichteten Kirchen und Gruppierungen angehören, die sich eher durch eine Art Zellteilung denn durch gezielte missionarische Strategien vervielfältigen. Es scheint, daß in einigen südlichen Regionen des Landes die nichtkatholischen Christen, die sich meist von den traditionellen Dorffesten sowie den politischen Ämtern ausschließen, schon ein Drittel der Bevölkerung stellen. Die dritte Veränderung des gewohnten Bildes besteht in der ziemlich plötzlichen Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Mexiko und dem Vatikan, der damit verbundenen rechtlichen Anerkennung aller Kirchen im Land und ihrer daraus folgenden stärkeren Präsenz im öffentlichen Leben.

Das zweite Feld der Veränderungen der letzten Jahre, die das Bild von Mexiko im In- und Ausland erheblich betroffen haben, ist die *Politik*, insbesondere auf Bundes- und Landesebene. Hier sind insbesondere die zahlreicher und teilweise auch stärker gewordenen Oppositionsparteien und -bewegungen und das unter anderem auch aufgrund der Privatisierung der meisten Staatsunternehmen etwas geschwächte Machtmonopol der Staatspartei zu erwähnen; beides drückt sich unter anderem auch in den vielen großen und kleinen, oft über Jahre schwelenden lokalen Unruhen aus und in oft wenig klaren Absprachen der Zentralregierung mit einzelnen Oppositionspolitikern in bezug auf die offiziellen Ergebnisse der Wahlen von Bürgermeistern, Gouverneuren und Abgeordneten. Immerhin ist es

– erstmals in diesem Jahrhundert – dazu gekommen, daß ein Mitglied einer Oppositionspartei zum Gouverneur eines Landes gewählt werden konnte. Bedeutsamer aber noch waren die Kongress- und Präsidentschaftswahlen von 1988, bei denen der Kandidat der Staatspartei laut amtlichem Endergebnis nur ganz knapp über die 50-Prozent-Marke kam, die Hauptstadt allem Anschein nach gegen die Staatspartei wählte und der Präsidentschaftskandidat der linksliberal-nationalistischen Opposition, selbst Sohn eines berühmten Präsidenten und ehemaliges Mitglied der Staatspartei, bis heute behauptet, um den Wahlsieg betrogen worden zu sein.

Teile der älteren Generation sehen in den zahlreichen legalen und politischen Neuordnungen der 1994 zu Ende gegangenen Regierungsperiode geradezu einen Verrat an den Grundprinzipien der mexikanischen Revolution und der auf ihr beruhenden, damals auch im internationalen Vergleich sehr fortschrittlichen Verfassung des Jahres 1917: fast vollständiger Rückzug des Staates aus der Wirtschaft, Abbau vieler Schutzmaßnahmen der arbeitenden Bevölkerung, Aufgabe der wichtigsten Elemente der traditionellen Agrarreform, Verzicht auf eine den USA gelegentlich entgegengesetzte Außenpolitik (etwa viele Jahre hindurch in bezug auf Kuba und später in bezug auf Mittelamerika), beinahe vorbehaltlose Zulassung ausländischer Investoren und Konzerne, unverhohlene Beteiligung kirchlicher Amtsträger an politischen Vorgängen. Aber auch viele andere, mit den Zuständen zutiefst unzufriedene Menschen im Land konnten sich bislang keine Alternative zum autoritären, stets mehr auf der Grundlage persönlicher Loyalitäten statt Programmen und Prinzipien operierenden Regime der „Institutionellen Revolutionspartei“ vorstellen.

Nun ist in den letzten Jahren der Ruf nach mehr Beteiligung und Transparenz im öffentlichen Leben immer lauter geworden, und es hat sich die Überzeugung ausgebreitet, das bisherige System habe sich überlebt; jedoch gibt es hinsichtlich der Konturen und der Inhalte einer demokratischeren Ordnung wenig Konsens. Die steigende Zahl der immer neu aufgedeckten und kaum jemals geklärten Korruptionsskandale, die in den Städten und auf den Landstraßen spürbar angestiegene Kriminalität, die endlose Kette inzwischen oft auch regierungsmäßig eingestandener Menschenrechtsverletzungen aller Art stellen in diesem Rahmen zusätzliche Elemente der Verunsicherung für die Einschätzung der gegenwärtigen Lage und die Aussichten für die nahe Zukunft dar.

Schließlich sei auch noch die *gesellschaftstheoretische Diskussion* als Bereich genannt, in dem sich Unsicherheit breitgemacht hat. Auf die außerordentlich kreative, insbesondere durch die Dependenztheorie und die starke Durchdringung sozialwissenschaftlicher und philosophischer Traditionen und Institutionen durch marxistisches Gedankengut verschiedenster Provenienz charakterisierte Phase der späten sechziger und siebziger Jahre folgte eine mehr reaktive Phase, in der zwar das staatliche Schuldenmanagement und die neoliberalen Reformpro-

gramme scharf kritisiert wurden, es aber kaum zur Ausarbeitung alternativer Modelle kam. Die sowohl aus taktischen als auch aus grundsätzlichen Motiven erfolgte Aufgabe radikalerer Positionen durch die Mehrheit der linken Opposition, tiefgehende Zweifel an den – meist aus Europa stammenden – Gesellschaftstheorien, die direkte oder indirekte Einbindung nicht weniger bekannter Intellektueller in den Regierungsapparat und nicht zuletzt auch die schlechten Bedingungen für wissenschaftliche Forschung an den meisten Hochschulen des Landes sind Gründe einer gewissen Perspektivlosigkeit der sozialwissenschaftlichen und philosophischen Gegenwartsdiskussion.

Ausblick auf die Zukunft

Mexiko ist hier als ein Land gezeichnet worden, das im Schnittpunkt von drei verschiedenen Zivilisationen liegt und dessen Gegenwart Resultat eines fünfhundertjährigen, weitgehend gewaltsamen Verschmelzungsprozesses ist. Allerdings hat dieser Prozeß die Kulturenvielfalt mehr unterdrückt als aufgelöst und somit ein hochkomplexes Spannungsfeld geschaffen. Mit dem Grundkonflikt zwischen der nordatlantischen Moderne, die stets übermäßig scheint, sich jedoch nie endgültig durchsetzen kann, und der nur fragmentarisch überdauernden, jedoch fast das ganze Land prägenden mesoamerikanischen Tradition verschränken sich alte und neue, ethnisch, regional, schichtspezifisch, religiös und politisch bestimmte Konfliktsituationen. Diese sind hier allesamt als Kulturkonflikte dargestellt worden, weil sie kollektive, oft schon lange verhärtete, oft noch unausgegorene Optionen enthalten für verschiedenartige, meist einander entgegengesetzte Weisen, Alltag und Familie, Wirtschaftsleben und Entscheidungsfindung, Freude und Trauer zu gestalten, Sinn und Hoffnung zu finden und weiterzugeben. Das heißt, es handelt sich um Konflikte, die gewohnte Identitäten von Gemeinschaften und von den einzelnen als Mitgliedern dieser Gemeinschaften brüchig machen oder umzuformen beginnen.

Wie jede Kulturenvielfalt ist auch die mexikanische widersprüchlich und voller Konfliktpotential. Wird sie lange Zeit zu unterdrücken, gar auszulöschen versucht, brechen sich der Protest und die Forderung nach kultureller Selbstbestimmung und Eigenentwicklung möglicherweise irgendwann gewaltsam Bahn. Besonders nachteilig pflegt sich die meist auf Stereotypen stützende Hierarchisierung kultureller Mannigfaltigkeit auszuwirken, da sie stets eine Geringschätzung oder Abwertung bestimmter Kulturen mit sich bringt.

Im Fall Mexikos haben insbesondere die Ideen der Nation und des Schwellenlandes in dieser Weise gewirkt. Die Idee der Nation ist nämlich nie über das Modell einer einzigen, einheitlichen Kultur aller Bürger hinausgekommen, was bis zum heutigen Tag ethnisch-kulturelle Diskriminierung und wirtschaftliche wie

kulturpolitische Maßnahmen aller Art zur Erzwingung eben dieser Gleichförmigkeit bedeutet. Der Begriff Schwellenland untermauert auf seine Weise diese Perspektive, denn er stellt die Modelle des Nationalstaats, der Industrietechnologie und der Marktwirtschaft als die einzigen vernünftigerweise anzustrebenden Entwicklungsziele dar, deren Verwirklichung durch alle anders orientierten Kulturelemente gestört, verlangsamt, letztlich sogar verhindert wird. Kulturelle Mannigfaltigkeit wird somit zum Hauptproblem für die Überwindung einer Unterentwicklung, die dann nur das Gegenbild der „entwickelt“ genannten Ersten Welt darstellt: Die Idee einer Vielzahl eigenständiger Entwicklungen verschiedenartiger Kulturen und Kulturelemente, die Potential und nicht Hypothek sind, verliert damit ihren Sinn.

Aus diesem Grund sind die genannten Ereignisse nicht nur Aspekte einer kurzzeitigen politischen Konjunktur des nördlichsten Landes Lateinamerikas, sondern auch Ausdruck einer auf dem ganzen Kontinent und anderswo anhaltenden Suche nach neuen, bislang noch nicht vorhandenen Formen des Zusammenlebens, wo ethnische Verschiedenheit und kulturelle Mannigfaltigkeit prinzipiell nicht lästiges Hindernis, sondern Grundlage der Problemlösung bedeuten.

ANMERKUNGEN

¹ G. Kruip, Vor einer zweiten Revolution? Der Indio-Aufstand im mexikanischen Chiapas u. seine Folgen, in: HK 48 (1984) 147–152.

² Zit. n. A. Moreno, in: D. Cosio u. a., Historia general de México, Bd. 1 (Mexiko 1981) 308.

³ S. Krotz, Folklore, Assimilierung, Zivilisationskritik. Zu Lage und Aussichten d. lateinam. Indiobevölkerung, in: Zs. f. Lateinam. (1993) Nr. 44/45 (Sondernr. „500 Jahre nach d. Erfindung Amerikas“).

⁴ G. Bonfil, México profundo. Una civilización negada (Mexiko 1987) 226.